

# Frust auf der Galerie

**Erstmals hat eine jüdische Gemeinde eine Rabbinerin eingestellt. Kritiker sehen den Zusammenhalt der Juden in Deutschland gefährdet.**

**A**ugenblick mal“, ruft Bea Wyler, 44, „ich hol’ schnell noch meinen Lippenstift.“ Es ist der Morgen des 1. August. Die gebürtige Schweizerin hat gerade als erste Rabbinerin der Bundesrepublik in Oldenburg angefangen. Durch die frisch renovierten Räume des Gemeindezentrums drängeln sich Reporter, als gäbe sich Madonna oder sonst ein Superstar die Ehre. „Lippenstift und Seidenstrümpfe gehören jetzt fest zum rabbinischen Gepäck“, spottet Bea Wyler und eilt zum nächsten Auftritt.

Ihren Humor wird sie brauchen. Weibliche Rabbiner sind bisher weltweit die Ausnahme – und bei vielen Gläubigen nicht wohlgefallen. So hat sich der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis, schon eindeutig geäußert: Er werde einen von Frau Wyler geleiteten Gottesdienst nicht besuchen, er sei in einer anderen Tradition groß geworden.

Nach orthodoxem jüdischen Verständnis steht Frauen das Amt des Schriftgelehrten und Predigers nicht zu. Und an Gottesdiensten dürfen sie, strikt getrennt von den Männern, nur auf einer gesonderten Galerie teilnehmen.

In genau dieser Überlieferung, kontert Bea Wyler, sei auch sie in einer Kleinstadt bei Zürich aufgewachsen. Aber über Traditionen müsse schließlich nachgedacht werden, und „vielleicht ist der Druck, sich damit auseinanderzusetzen, bei mir als Frau größer als bei Herrn Bubis“.

Angefangen hatte Bea Wyler mit dem Nachdenken vor mehr als zehn Jahren. Sie arbeitete damals in der PR-Abteilung eines großen Chemieunternehmens in Basel, zuständig unter anderem für die Imker- und die Winzer-Zeitung des Konzerns.

Daß sie Jüdin ist, hatte sie bis dahin kaum interessiert. Als Kind war sie in den jüdischen Religionsunterricht geschickt worden. Aber der war nach Schulschluß und deshalb bei ihr nicht

besonders beliebt. Und zu Hause wurden jeden Freitagabend zwar die Kerzen angezündet, die zu einer Schabbat-Feier gehören. Doch um viele der übrigen Regularien, etwa die religiösen Speisegebote, kümmerten sich die Eltern nicht.

Nach der Schule studierte Bea Wyler Agronomie, ein Studium, das sie damals auch zum erstenmal in die Region führte, in der sie heute Schlagzeilen macht: Als Studentin arbeitete sie südlich von Oldenburg auf einer Entenfarm. Übers Federvieh, besonders über Hühner, weiß sie heute noch „alles, was Sie wissen wollen“.

Nach einigen Jahren wechselte sie von der Landwirtschaft zum Journalismus und wurde Leiterin des Wissenschaftsressorts der *Basler Zeitung*. Mit dem anschließenden Job in der Chemiefirma schließlich wollte sie ihre agronomischen Kenntnisse und das Schreiben miteinander verbinden. Aber dann kam, mit Anfang Dreißig, was sie heute „eine vorgezogene Midlife-crisis“ nennt. Sie war unzufrieden mit dem, was sie machte, und unzufrieden mit sich.

Den entscheidenden Anstoß, ihr bisheriges Leben radikal zu ändern, gaben die Feministinnen, denen sich Bea Wyler in Basel angeschlossen hatte. Wieso sie eigentlich immer noch in einer „so patriarchalischen Gemeinde“ wie der jüdischen Mitglied sein könne, nervten die sie immer mal wieder, und die Kritik machte Bea Wyler zu schaffen. „Der Wurm nagte“, sagt sie.

Sie beschloß, mehr über das Judentum zu lernen. „Bevor

ich vielleicht etwas wegwerfe, muß ich wissen, was es ist.“ Also begann sie, regelmäßig in die Synagoge zu gehen, und fand mit dem Baseler Rabbiner Meir Levinger einen „sehr geduldigen und verständigen Lehrer“, der ihr die „Augen öffnete für die Schönheiten und Reichtümer unserer Tradition“. Gleichzeitig wuchs bei jedem Gottesdienst ihr Frust über die Verbannung auf die Galerie der Synagoge.

Nach einem Aufenthalt in Israel beschloß sie, zunächst am Londoner Leo Baeck-College und dann in New York am Jewish Theological Seminary of America zu studieren. Das Institut gehört zum jüdischen Conservative Movement, das seit einigen Jahren auch Frauen als Rabbiner zuläßt. An dem New Yorker Seminar machte Wyler in diesem Frühjahr ihr Examen. Da hatte sie



**Oldenburger Rabbinerin Wyler**  
Verstoß gegen 2000 Jahre alte Gesetze?



**Wyler-Gegner Bubis (r.)\***: In einer anderen Tradition groß geworden

\* Im August 1994 mit dem Zentralratsmitglied Michel Friedman und Rabbiner Menachem Klein in der Frankfurter Synagoge.

bereits Kontakt nach Oldenburg. In der Universitätsstadt nahe Bremen hatte sich 1992 wieder eine jüdische Gemeinde gegründet, der bisher noch ein Rabbiner fehlte.

Die inzwischen knapp 100 Mitglieder wollten die herkömmliche Trennung zwischen Männern und Frauen von vornherein in ihrem Gotteshaus nicht einführen. Und so fanden sie es nur konsequent, daß auch über das Engagement einer „Frau Rabbiner“ einvernehmlich abgestimmt wurde.

Als sich die etwa ebenso große Gemeinde im rund 200 Kilometer entfernten Braunschweig dem Votum anschloß, kamen die Mitglieder überein, gemeinsam eine Rabbinerin anzustellen. Zusätzlich bat die Oldenburger Universität sie, im kommenden Semester Vorlesungen über jüdische Gesetze und religiöses Leben zu halten.

Seither hat Bea Wyler drei Arbeitgeber und ihre Berufung als Rabbinerin – sehr zum Verdrüß mancher ihrer Kollegen. Eine Frau im Amt des Rabbiners verstoße, so der badische Rabbiner David Soussan, „gegen unsere seit 2000 Jahren gültigen Gesetze“.

Weil auch in einigen großen Gemeinden, vor allem in Frankfurt, über eine Liberalisierung der orthodoxen Vorschriften debattiert wird, fürchten Wylers Widersacher, daß die mit knapp 50 000 Mitgliedern ohnehin kleine jüdische Religionsgemeinschaft in Deutschland in lauter Grüppchen zerfallen könnte. Karla Müller-Tupath von der Bremer jüdischen Gemeinde: „50 000 sind zuwenig, um sich aufzuteilen.“

Bea Wyler hält die Sorge für unbegründet. Die Stellung der Frau müsse „im Rahmen der Halacha“, der jüdischen Religionsgesetze, ohnehin neu bestimmt werden, findet sie. In allen anderen religiösen Fragen aber sei sie nicht weniger streng der Tradition verpflichtet als ihre orthodoxen Kollegen. Natürlich könne sie nicht „nach Feld-, Wald- und Wiesenmethoden Kandidaten ins Judentum“ aufnehmen, selbstverständlich bestehe sie auf den jüdischen Speisegesetzen und darauf, daß die Schabbat-Ruhe strikt eingehalten werde.

Gerade beim Schabbat aber hat sie bei manchem, der in der Frauenfrage so gar keinen Spielraum in den religiösen Vorschriften sieht, die eine oder andere kleine Schwäche ausgemacht. Etwa als sie vergangenen Freitag, einem Schabbat-Abend also, zu einer Talkshow eingeladen wurde. Nein, habe sie den Fernsehleuten geantwortet, am Schabbat sei ihre Teilnahme unmöglich.

Ach, hätten die da enttäuscht erwidert, „Herr Bubis ist gekommen“.

## Flüchtlinge

# Nur noch Turnhallen

**Deutschland muß sich auf erneuten Zustrom vertriebener Bosnier einstellen.**

Die neue Heimat der Familie Alijagic ist 48 Quadratmeter groß: ein Zimmer für drei fast erwachsene Kinder, eine kleine Küche, ein winziges Bad. Die Eltern haben ihr Bett im Wohnzimmer der Münchner Etagen-Wohnung aufgestellt.

Das sind paradiesische Zustände im Vergleich zu dem, was die Flüchtlinge

Die meisten bosnischen Flüchtlinge in Deutschland stecken in der Klemme. Auf einen baldigen Frieden, auf Rückkehr in die Heimat können sie nicht hoffen. Gleichzeitig wird in Deutschland regierungsamtlich Stimmung gegen die Hilfesuchenden gemacht.

Es könne doch „nicht richtig sein“, mäkelte Bayerns Innenminister Günther Beckstein (CSU), wenn es den Flüchtlingen hier bessergehe als den Zurückgebliebenen „in ihren Heimatländern“. Deshalb solle die Sozialhilfe um 20 Prozent gekürzt werden. Ohnedies sei es „mit weitem Abstand das sinnvollste“, kämen die Flüchtlinge gar nicht erst nach Deutschland. Ihnen müsse „vor Ort“ geholfen werden.

Die Christdemokraten übertreffen einander inzwischen mit Das-Boot-ist-voll-Parolen. Deutschland habe fast 400 000 Balkan-Flüchtlingen Zuflucht gewährt, rechnet Innenminister Manfred Kanther (CDU) vor, mehr als alle



**Flüchtlingsfamilie Alijagic in München:** Wochenlang im Keller

zuvor erlebten. Erst vor einem halben Jahr konnten Omer Alijagic, 54, und Familie aus einem schmutzstarrenden Asylbewerber-Heim ausziehen, in das sie die deutschen Behörden gesteckt hatten. Bevor ihnen die Flucht nach Deutschland gelang, hatten die Alijagics wochenlang im Keller ihres zerstörten Hauses im bosnischen Visoko gehaust.

Mutter, Schwester und Bruder der Ehefrau Kata wurden von Serben getötet. Den Sohn Jasmin, 17, verletzte eine Granate so schwer, daß er dreimal operiert werden mußte. „Wir können nicht zurück, in Bosnien gibt es keine Perspektive“, sagt Tochter Jasna, 19.

Nicht zurück? In Deutschland sind die Alijagics, wie die allermeisten ihrer Leidensgefährten, nur geduldet. Alle sechs Monate droht die Abschiebung.

anderen europäischen Staaten zusammen: „Ich bin der Meinung, daß wir unsere Pflicht erfüllt haben.“

Dabei geht es jetzt erst richtig los. Neue Flüchtlingsströme kündigen sich an, weil die Serben die Bevölkerung aus Žepa und Srebrenica vertrieben haben. Seit die kroatisch-serbische Schlacht um Krajina richtig entflammt ist, haben sich noch viel mehr auf den Weg gemacht – die meisten nach Deutschland.

Der Uno-Flüchtlingskommissar sagt bis zu 50 000 Hilfesuchende voraus. Private Hilfsorganisationen prognostizieren das Doppelte. Allein im Nordosten Bosniens bei Banja Luka „sind 80 000 Flüchtlinge, die zu uns wollen“, berichtet Martin Fischer von der Bonner Hilfsorganisation „Den Krieg überleben“.